

"Ich habe ein Herz gehabt, das immer die Liebe suchte und wollte"

Alis Guggenheim (1896 - 1958)

Erinnerungsfeier zum hundersten Geburtstag am 8. März 1996 im Stadthaus Zürich

Textcollage von Maja Wicki

"Ich bin eine Jüdin"

Aus dem Lebensbericht von 1944:

x "Was ich zu sagen habe, übersteigt das nur Persönliche, es ist ein Beitrag zu diesem Kapitel des Lebens. Doch um Ihnen ein Bild zu geben, muss ich weit zurückgreifen, und ich bitte Sie sehr, im Namen der Sache mich zu verstehen, wenn ich mir erlaube, Ihre Zeit in Anspruch zu nehmen. (...)

Geboren 1896 in Lengnau (Aargau), bin ich das dritte von sieben Kindern meiner Eltern. Meine frühe Jugend verlebte ich im kleinen Dorf an der Surb. Zu Hause war das Leben düster, meine Eltern lebten immer im Streit, und die Sorgen um den Erhalt der Familie erlebten wir Kinder in bitterer Form. Doch in den Wiesen und Wäldern war es schön, und am Bach.

Ich zählte zwölf Jahre, als meine Eltern von Lengnau nach Dielsdorf übersiedelten. Dort besuchte ich zwei Klassen Sekundarschule. Daran anschliessend wurde ich nach Morges am Genfersee zu einer Familie als Volontärin geschickt, um Französisch zu lernen. Ich musste die Kinder und den Laden besorgen. Lohn erhielt ich keinen. Dort war es, dass ich zum erstenmal im meinem Leben junge Mädchen in meinem Alter sah, die nicht arbeiteten, weisse Kleider trugen, auf dem See segelten und Tennis spielten. Auch auf Pferden sah ich welche reiten, und ich erinnerte mich wohl an eine Szene, die ich im Dorf erlebte, wo ich selbst einmal auf ein Pferd gestiegen, was mir Schläge eingetragen vom Vater. Auch sah ich auf dem Markt auf einem Tisch zwischen vielem Kram kleine farbige Bilder. Die, die mir besonders gefielen, kaufte ich für ein paar Rappen. Viele Jahre später kamen sie zufällig wieder in meine Hände. Es waren Reproduktionen von Köpfen von Rembrandt und Frans Hals.

Mit vierzehn Jahren kam ich nach Zürich, wo meine Angehörigen jetzt wohnten, zu einer Modistin in die Lehre. Das schwer Erlebte aus dieser Zeit zu schildern, würde zu weit führen. Doch eines erscheint mir wichtig: Mit der Hutschachtel am Arm stand ich immer wieder vor den Auslagen der Kunsthandlungen. Einmal kaufte ich zwei kleine Plastiken. Weil defekt, waren sie billig. Eine davon habe ich heute noch."

Tagebuch 15. März 1915:

"Gestern bin ich achtzehn Jahre alt geworden. Stürmisch hat dies Lebensjahr für mich begonnen. Wie wird es enden? Den Ball vom jüdischen Turnverein habe ich mitgemacht. Eine

seltsame Ruhe ist über mich gekommen, die sich aber in lautem Weinen Luft machen möchte. Bin ich das?

Von diesem Tag - dem 9. März - muss ich schreiben, was mir in Erinnerung blieb, denn heute ist der 10. März. Ich bin ins Geschäft gegangen mit müdem Herzen, sollte ich doch samstags arbeiten. Es fällt mir sehr schwer, bei dem blossen Gedanken geht ein Beben durch meinen Körper (...) Ein stürmischer, regnerischer Tag, so wie meine Seele sieht er aus. Aber trotzdem blühen schon weisse und gelbe Blumen auf der Wiese, an der ich vorbei muss. (...) Ich habe mich an den Arbeitstisch gesetzt. Und zu meinem Entsetzen, es wurde mir kalt zu Mute, fühlte ich in mir die Sabbatstimmung sterben. Ich muss zu meiner Schande vielleicht gestehen, dass meine Hände arbeiten gekonnt hätten. Die Heiligkeit, die in dem Gedanken allein liegt - 'du bist eine gesetzestreue Jüdin' -, hat mich vor der Sünde bewahrt. Während ich mich anschickte, die Hüte zu bürsten, habe ich Zeit gehabt zu denken, was so oder so sein wird:

Wenn ich arbeite (...), so habe ich am Ende des Monats 60 Franken, ich kann dann den Eltern etwas geben und mir bleibt soviel, dass ich meine wichtigsten Bedürfnisse selbst bestreiten kann, wenn es nur die Kleider und Schuhe sind. Ich stärke mich mit dem Gedanken: Du arbeitest aus Frommheit. Wer wird das verstehen? Niemand, ich weiss es. Aber wer kennt unsere häuslichen Verhältnisse? Niemand.

Ich arbeite nicht: Da habe ich einen Tag für mich. Es ist das Bedürfnis meines Ichs. Ich muss einmal in der Woche beten, die Natur sehen und hören und in der Bahnhofstrasse spazieren gehen. Mich nicht als Angestellte fühlen, sondern als durch den Sabbat geheiligt.

Madame kommt. Immer noch bürste ich, mein Entschluss ist gefasst, also Mut. (...) 'Ich kann nicht arbeiten am Samstag.' Frau M. sieht mich gross an, sie ist selbst in Verlegenheit und antwortet mir unter anderem: 'Ich will noch mit meinem Mann reden.' (...) Ich wusste ganz gut, dass die Stelle für mich verloren war. 'Ich gehe heim', habe ich gesagt, und mit leichtem-schwerem Herzen mich angezogen. Adieu miteinander und fort war ich. Unter der Haustüre bin ich noch stehengeblieben und habe meine Handschuhe übergestreift. Meine Schritte lenkte ich zum See, in den Park, aber es ist noch weit bis dorthin. (...)

An der Ecke beim Bau au Lac begegnete mir ein Herr äusserster Eleganz mit weissem Bart. Er ist nun ziemlich in meiner Nähe angelangt, ich schliesse meine Augen mit dem Gefühl, dass etwas geschehen würde. (...) Langsam schreite ich dem See entlang, die Wellen spritzen an der Mauer empor. Ich denke an den geretteten Samstag und rücke meinen schwarzen Seidenhut mit dem Kiel, der direkt auf dem linken Auge keck aufgesteckt ist, etwas tiefer in den Kopf (...). Ich bin etwas unruhig geworden, möchte mich umdrehen, aber das schickt sich doch nicht. Die Sonne scheint schillernd über das Wasser, sie zaubert gleichsam kleine Flammen aus den nunmehr leise sich bewegenden Wellen. (...)

'Fräulein, Sie gestatten?' Ich lasse an mich hinsprechen, er sagt immer: 'Wann und wo kann ich Sie wieder sehen, bitte geben Sie mir Antwort.' Er sagt es hastig. 'Ja, was wollen Sie denn von mir, sie werden mich doch nicht ohne Grund angesprochen haben.' - 'Fräulein, soll ich weggehen?' (...) Ich denke, du hast mich angesprochen in einer Situation, wie ich mich noch in keiner befand. 'Sie haben sich geirrt in mir, mein Herr, ich glaube, also Sie würden mich nicht angesprochen haben. Ich denke immer mit Freude, es ist Samstag. Wenn sie wüssten, was ich heute schon erlebt habe.' - 'Fräulein, sie haben mein Interesse geweckt, also erzählen Sie!' - 'Ich bin eine Jüdin.? Er unterbricht mich und sagt: 'Ich habe das gleich gesehen.' (...) Der Mann sieht mich an und sagt: 'Sind Sie so religiös, Fräulein? Sie müssen sich doch der stärkeren Macht fügen, die stärker ist als Sie.' Er meinte, ich müsse arbeiten. Ich antwortete ihm: 'Tue ich

es nicht, meine Religion ist stärker wie alles, nur ist mein Gottvertrauen noch nicht ganz fest.' -
 'Also hat der Topf doch einen Sprung', war seine Antwort."

Tagebuch 23. Juni 1915:

"Ich hänge mit einer Verehrung an ihm wie ich noch nie an einem Menschen gehängt habe. Die Hände hätt' ich ihm küssen mögen, dem grossen hässlichen Menschen, der den grauen, grossrandigen Filzhut trägt, wenn alle anderen mit dem Strohhut kommen"

Aus den Notizblättern o.D.

"Es schäumt in mir

wie junger Wein.

Den schenk ich dir ein.

Du trinkst ihn aus

mit freiem Mut.

Ich bin nun so stolz

Denn Du trinkst mein Blut!

Sieghaft schön, sieghaft still

Stell ich den Becher zur Erde hin.

Ich fühle so ganz mich

Ich fühl' mich so kühn

Nun will ich noch freier

Noch schöner dir blühn.

Tanzend wind ich den Kranz

Der deine Stirn mit Glanz
 Und dein Leben mit Freude
 und Jubel umweht.

Du steigst nun empor
 Du ziehst mich mit dir
 Die Welt ich beschwor
 Das Leben ist mir."

Aus den Notizblättern o.D.

"Als meine Mutter ihr siebtes Kind gebar, war gerade jüdisches Neujahr oder Laubhüttenfest, im Oktober. Da sie da nicht in die Synagoge gehen konnte, kam ein Mann mit einem Horn (Schofar) zu ihr ins Zimmer. Er blies darauf einige Male. Es klang ziemlich schauerlich, wie Hülferufe, und beeindruckte mich sehr. Ich war damals zehn Jahre alt. Als ich zwanzig Jahre alt war, wollte Mischa (Berson) unbedingt mit mir eine Bergtour machen - auf die Jungfrau. Es war das erste Mal, dass ich in die Berge ging. Der Staubbachfall, die Aareschlucht, Wengen, die Auffahrt mit der Jungfraubahn, die Kälte oben und meine engen Schuhe und die Menschen, die zu Fuss die Gipfel bestiegen - alles beeindruckte mich sehr. Nachher gingen wir zu Fuss von Wengen nach Grindelwald. Oben auf einer Alp stand ein Mann und blies ins Alphorn. Das ergriff mich sehr, und ich dachte, ich sei eine richtige Schweizerin, dass mich dies so ergriff. Da kam plötzlich die Erinnerung an das Horn, das der Mann in der Synagoge und bei meiner Mutter am Kindsbett geblasen. Mir war plötzlich alles klar und ich sagte zu Mischa: 'Die Juden und die Schweizer sind verwandte Völker, beide stammen vom Volk der Hirten ab. Beide sind im Ursprung Hirtenvölker. Ich habe beim Hören der Horntöne das gleiche empfunden. Vielleicht liebe ich auch deswegen die Kühe so sehr.? Mischa lachte und sagte: 'Was du nur für Ideen hast! Vielleicht ist es richtig."

"Seit ich Kommunistin bin, habe ich aufgehört, Jüdin zu sein"

✕ *Aus dem Lebensbericht von 1944:*

"Bis zum Jahr 1916 war ich lohnarbeitende Modistin. In diesem Jahr lernte ich den Mann kennen, der auf mein Leben einen entscheidenden Einfluss ausübte. Er war Russe. Er machte mich bekannt mit der Idee des Sozialismus. Alles wurde erklärbar, worüber ich mir in sozialer Hinsicht so oft den Kopf zerbrochen. Wichtige Entscheidungen meines Lebens fielen in jene Zeit, in der sich auch die wichtigsten Ereignisse im Leben des russischen Volkes abspielten. Als Mischa (Berson) im Januar 1919 nach Russland zurückfuhr, war auch ich entschlossen, dorthin zu wandern. Vielleicht würde ich dort, im Land der Gerechtigkeit, die Möglichkeit haben, neben meinem angelernten Beruf etwas tun zu können, was wusste ich noch nicht genau. Aber zuinnerst und ganz heimlich hoffte ich: Vielleicht kann ich lernen, wie man Plastiken macht.

In Moskau arbeitete ich in einer Fabrik als Näherin. Dort ermittelte ich die Adresse einer Kunstschule. Ich ging in das graue Haus. Für einen Abendkurs wollte ich mich anmelden. Ich ging eine breite Treppe hinauf, die Tore waren unverschlossen, niemand war da, es war Mittagszeit. Ich öffnete eine Tür in der Halle und kam in einen grossen Raum. Viele Staffeleien mit Bildern stunden herum, sehr farbige, aber ich konnte nicht erkennen, was sie darstellten. Ich ging weiter. Schüchtern klopfte ich an eine andere Tür, niemand antwortete. Da trat ich in einen Raum, sehr hell, sehr hoch. Er hatte ein Dach aus Glas. Viele ganz komische Sachen stunden herum: Gestelle auf drei Füssen, auf den Gestellen verhüllte Figuren und verhüllte Kugeln. Die Tücher, mit denen alles zugedeckt war, waren nass. Das war so sonderbar. Ich war so ahnungslos. Da wagte ich es, ein Tuch zu berühren, es aufzuheben. Eine Plastik, ein Kopf aus Lehm war darunter. Ich sah mir den Kopf an, die Augen, die Nase, den Mund, das Material, aus dem sie geformt - und ein Zweifel, eine so grosse Angst überfiel mich. Ich meinte, niemals werde mich jemand lehren können, wie das zu 'formen' ist. 'Das kann ich doch nicht lernen, das muss ich von Innen heraus bilden können'. So empfand ich. Tief bedrückt verliess ich die Schule, ohne mich anzumelden. Ich arbeitete weiter in der Fabrik, wurde in die Partei aufgenommen, nahm teil am Leben in Moskau und Kiew in den Jahren 1919 und 1920."

Aus einem Brief an die Familie:

"Moskau, 16. Januar 1920. Abends zehn Uhr. Liebe, liebe Eltern und liebe Geschwister. So viel möchte ich Euch schreiben, und doch weiss ich nicht, womit anfangen. Ich möchte bloss immerzu fragen und wieder fragen, nach tausend und tausend Dingen. Immer träume ich von Euch, und wache ich am Morgen auf, so muss ich mich manchmal besinnen, ob ich in Zürich oder wirklich in Moskau sei. Mama, wie geht es Dir, was machst Du, wie siehst Du aus, wie denkst du an mich? Was macht Papa? Wie unendlich würde ich mich freuen, von Euch etwas zu erfahren. Ich werde versuchen, eine Adresse mitteilen zu können, an welche Ihr mir eventuell schreiben könnt.

Schon ist ein Jahr verflossen, seit ich aus der Schweiz wegfuhr. Mir scheint es allerdings, es sei nur eine Woche gewesen. Wie damals liegt Moskau tief im Schnee, und ich denke immer daran, nach dem Süden zu fahren (nach Odessa). In Kiew war ich schon einige Monate. Wahrscheinlich ist, dass es mir gelingen wird. Wenn irgend möglich, werde ich dann auch nach Kischinef reisen. Wie geht es Dir, Boris? Vielleicht treffen wir uns noch in Russland. Bist Du in Postverbindung mit Deinen Verwandten? Ich hätte gerne mit Dir ein bisschen Russisch geplaudert. Ich denke, diese Zeit wird noch kommen. Wie geht es Hilda? Was macht Euer Sohn und vielleicht noch Eure Tochter? Wohnt Ihr noch an der Klausstrasse? Wenn es möglich ist, werde ich irgend einen Schweizer, der jetzt nach der Schweiz fährt, zu Euch schicken. Ich habe mit einem Herrn Gamp gesprochen. Vielleicht wird er bei Euch oder bei Else vorbeikommen.

Was nur machen alle meine Schwestern und Brüder? (...)

Ich, wie ich hier lebe, das werde ich einmal erzählen, schreiben kann man das nicht. Es ist ein bisschen - für Eure Begriffe - fabelhaft, zum Beispiel ein Glas Milch kostet 90 Rubel, allerdings erhalte ich für ein Kleidnähen auch 2000. Ins Theater gehe ich sehr oft. Es wird in dieser Beziehung Grossartiges geleistet. Ich wohne mit einem Fräulein zusammen in einem schönen Zimmer, in dieser Beziehung habe ich viel Glück. Jedenfalls ist Russland nicht so schrecklich, wie man sich das bei Euch vorstellt (...). Nun lebt wohl, meine Lieben, auf Wiedersehen. Die Zeit kommt auch, wo ich wieder bei Euch sein werde. Seid alle gesund. Und Hermy, lies viele und gute Bücher. Zum Beten lass Dich nie zwingen, das ist sträflich und rächt sich, hast Du

mich verstanden? Ich küsse Euch alle innigst und vergesse Euch nicht, nie. Alice. Ich vergesse Euch nie."

Kreschtschatiak 39, Kw. 9 Kiew, Russland, früher wohnhaft Zürich, Schweiz, Rütchistrasse 17, Zweite. Etasche & Oetenbachgasse 9, Entresol, Zürich. Aus den Notizzetteln:

"Von Ferne sei herzlich gegrüset

Du stilles Gelände am See

Wo spielend die Wellen zerfliessen...

Als ich Abschied nahm,

War die Welt mir voll so sehr

Als ich wiederkam

war alles leer

Alles leer.

Meine Seele war still und tief

Und Reichtum war ihr eigen

Du aber hast sie getötet

Und jetzt ist ihr Inhalt Leiden.

Ich hab so sehr dich ja geliebt

Doch jetzt - viel Leid in meiner Seele wohnt.

Ich habe niemals dich betrogen

Du aber hast mich nicht geschont.

Allein nur wollt ich sein in deinem Leben

Allein dir Sinn und Freude sein.

Und was ich dir mit Lust gegeben

Das kann in Zukunft nicht mehr sein."

An Mischa Berson im Tagebuch, 29. Mai 1920, Moskau, Lubjanka 15. Juni:

"Solange Du bei mir warst, habe ich mich ruhig gehalten. Nun aber bist Du gegangen. Unbegrenzt muss ich mich meinem Schmerz hingeben (...). Ich kann es nicht fassen, und doch, schon so vieles hielt ich nicht für möglich zu ertragen (...). Nun wirst Du nicht da sein, nicht an diesem Ort, wenn ich Deinem Kind helfe, ins Leben einzutreten, und gerade auf diesen Tag, auf diese Stunden habe ich mich gefreut und sie ausgeschmückt mit ein wenig Glück und seltenem Empfinden. Es ist ja mein erstes Kind, das ich gebären werde, mein Leben verknüpft sich damit, und nun bist Du, der Zeuger dieses Lebens, nicht da, irgendwo weit. (...). Nicht einmal diese Freude lässt mir das Schicksal, Dich in diesen Tagen und Stunden wenigstens mir nahe zu wissen. Ich habe die Empfindung, dass solche Ereignisse sich tief in mein Sein eingraben und entsprechende Zeichen zurücklassen. Unser Ich wird geformt. Im Gesicht zeigen sich neue Züge, bei mir müssen es bittere sein (...). Manchmal scheint mir, ich werde meinem Kind nie von seinem Vater erzählen, und doch wollte ich von diesem Mann mein Kind empfangen. Mein Kind, noch drei Wochen schläfst Du in mir, dann beginnt Dein Weg. Ich werde versuchen, Dich zu einem neuen, grossen Menschen zu formen. Und gebe das Schicksal, dass Dein Ich und das, was in Dir liegt, gut sei und schön."

9. Juli nachts. Zwei - drei - vier Uhr. Aus den Notizzetteln:

"Nun fangen in mir die Zweifel an zu fressen Weh Dir, wenn Du mit mir ein freches Spiel treibst, Feigling Du. Vier Jahre meines Lebens habe ich Dir geopfert, nur Dich habe ich gekannt, mich vergessend (...). Wie sehe ich mich gedemütigt, ohne Stolz, beiseitestehen. Ich, die ich vom Dasein das Beste wollte, was habe ich getan, um solches Leiden tragen zu müssen? Der Schlaf der Nächte flieht mich nun, aber oberhalb, nur ein Stock höher, gehst Du schlafen mit einer anderen Frau. Ich bin allein in meinem Zimmer. Zeuge von meinen Qualen ist niemand, nur der Nachthimmel, und der ist erbarmungslos schwarz. Gott, Herr Gott, hilf mir, sei meiner Seele gnädig, lass mich nicht in Schande und Selbstverachtung versinken. Mama, Papa, Ihr ward mir keine guten Eltern, aber in dieser schwersten Stunde rufe ich Euch. Jacques, Du sitztest im Gefängnis, ich rufe Dir. Hörst du mich? Bona, Dany, Marta, Hermy: ich bin ganz allein auf der Welt. Else, wenn Du das wüsstest, Else, stell Dir die Alice vor, als sie Abschied nahm, war die Welt ihr voll so sehr, und nun ist alles leer, alles leer. Briefe, die ich an Mischa mit meinem Herzblut geschrieben, hat er - verbrannt - verbrannt hat er sie. Was wird aus meinem Leben noch werden? Wenn ich nur den Glauben an die Menschen wieder finde. Ich fange an, an Mischa zu zweifeln. (...).

Aus den Notizzetteln. Neben dem Gedicht die Zeichnung eines schmalen, feinverästelten Baumes, dessen dünnen Stamm ein Kind umschlingt.

"Du bist mein hoher Birkenbaum
 Du stehst so schlank, so leicht,
 Die Äste wiegst du bis im Traum
 Und bleibst so unerreicht.

Ich steh an dir, an dir du Stamm
 ein kleines Kind, ich halte mich am Ast
 Und schau hinauf, wo deine Blätter sind
 Die du nicht hast."

Aus dem Lebensbericht von 1944:

X "Im Juni gebar ich ein Mädchen. Ich wollte dann nach dem Süden. Die Invasion Wrangel machte diesen Entschluss unmöglich. Aus ganz persönlichen Gründen wollte ich Moskau verlassen. Da entschloss ich mich des Kindes wegen und um als Kommunistin zu wirken, in die Schweiz zurückzufahren. Ende August 1920 traf ich wieder dort ein. Einige Monate lebte ich mit dem Kind bei meinen Eltern. Dann arbeitete ich in einem Kaufhaus. Als die KP gegründet wurde, meldete ich mich. Später eröffnete ich einen kleinen Modesalon."

Tagebuch, 23. April 1924:

> "Heute sagte meine Mutter: Du bist kein Fräulein, du bist keine Frau, du bist nicht laut und bist nicht schweigsam, du bist keine Jüdin, du bist keine Christin. Was bist du für ein Mensch? Dein Blick ist gut, doch warum sind deine Züge so schlaff und welk? Ich sehe in den Spiegel und weiss, warum ich so bin. Mir fehlt die Liebe."

Aus den Notizblättern o.D.:

"Oft sitz ich am Rande
 und lausche in mir

Lausche dem Lied, das du mir gesungen

Ich höre den Ton

Vernehme ihn schon

Doch das Wort, das Wort ist verklungen.

Mein Auge ist zu

Ich seh dein Gesicht

Den Körper, ich kann ihn nicht fassen

Du bist schon so weit

Und es singt noch in mir

Das Lied aus der Zeit

Das Lied, das von dir,

Will mich nicht mehr verlassen."

Tagebuch, 23. April 1924:

X "Gestern hatte ich meine Ruth bei mir. Ich betrachtete sie lange im Schlaf, und zwar deshalb, weil, wie sie klein war, ich so die tiefsten Gefühle für sie hervorzaubern konnte. Jetzt ist das nicht mehr so. Ich denke, hätte ich doch Lehm da, wie gerne würde ich versuchen, sie nochmals zu erschaffen. (...) Um zehn Uhr gingen wir zusammen spazieren. Ruth war stolz an meiner Hand und ich nicht weniger an der ihren. Ich fühlte ganz gut meine Sonderstellung innerhalb dieser bürgerlichen Welt, irgendwie war ich stolz auf meinen Mut und trug den Kopf höher, wie ich das sonst zu tun pflege. Ich stellte mir vor, wie das wohl wäre, wenn der Vater der Ruthi mit uns ginge. Da fühlte ich etwas Sonderbares, und als ob dies gar nicht wesentlich sei. Und doch, wie Ruth noch klein war, wünschte ich immer den Vater an meiner Seite. Ich glaube, je grösser Ruth werden wird, je natürlicher und freier werde auch ich mich fühlen. Ruth zieht auch die Blicke der Vorübergehenden auf sich, was mir ganz angenehm ist, so kann ja auch ich in ein schönes Licht gerückt werden."

Aus den Notizzetteln o.D.:

↑ "Ich bin auch eine alleinstehende Frau, aber dass es alleinstehende Frauen gibt, die keinen solchen Schutzverein brauchen, ja die darüber lachen, das weiss ich erst heute, und das kam so:

Ich begab mich nach der Engen Gasse, um über eine rechtliche Frage Auskunft zu holen. Unangenehm, traurig drängte sich der Eindruck des Gebäudes auf. Warum ist dieses Haus für uns nicht hell und gross und ermutigend, warum ist es alt und klein und erweckt Mitleid und unfreie Gefühle?

Widerstrebend trat ich ein. Ich ging eine alte, braune, enge, gewichste Treppe hinauf und stand in einem Korridor. Der Boden war aus breiten, roten Plättli, die Wände weiss und das Fenster im Hintergrund hatte kleine Scheiben und Gitter davor. Es war tief in die Mauer eingelassen, und überall waren Winkel und dunkle Schatten und alles roch nach Alter und längst vergangenen Zeiten. Ich drehe mich um und sehe, dass hier meine Schwestern sitzen, eng gedrängt am Treppengeländer. Also, das wird das Wartezimmer sein! Noch bleibe ich stehen, ich will sie alle sehen, die hierher kommen. Wer sind dies Frauen? Ich weiss es gleich: gedrückte, vom Leben zerstampfte Wesen. Ich muss warten, ich setze mich, ich will ihre Gespräche mitanhören. Ich höre aber nur Worte: 'Allein, ja, Scheidung, Schurke, Arbeit, verflucht, Elend, ganz leben...' Ich brauche auch nicht alles zu vernehmen, ich wusste es auch so (...).

Hie und da geht die Tür, eine nach der anderen geht hinein, ich muss noch warten. Ich träume, ich wache, ich bin ganz wach. Ein grosses, sauberes Zimmer, darin ein Tisch, bedeckt mit Mappen und Schreibmaterial. Alles wohl geordnet und sauber, an der Wand ein Bild vom Vierwaldstättersee, von Pestalozzi und irgend eine Radierung von der Altstadt. Auch Wandschränke sind da, einer ist ein wenig geöffnet und viel, viel aktenmässig geordnetes Papier liegt darin. Und nach und nach sehe ich an dem Tisch Frauen sitzen, Frauen ebenso sauber wie das Zimmer und ebenso kalt. Wie stolz sie sitzen, wie gross und gut sie sich fühlen im Dienste der Wohltätigkeit. Neugier und etwas Mitleid liegen auf ihren glatten und wohlgenährten Gesichtern, und Neugier liegt auf ihrer mit Bedacht für diese Sitzung gewählten Kleidung: gestreifte Blusen und dunkle Röcke. Ich betrachte lange ihre Hände. Sie wissen noch nicht, sollen sie sie falten, auf den Tisch legen oder auf den Schoss. Und weiter sehe ich mich an diesem Tisch sitzen, oben gleich bei der Türe, alle schauen mich an. Sie sehen in mir etwas Besonderes: meine Kleider, die nicht so ärmlich sind, mein Gesicht oder am Ende das Selbstbewusstsein, das ich ausdrücke? Ihre Gesichter, ihre Haltung sind ganz Neugier und Kritik, von Mitleid längst keine Spur mehr. Ich selbst betrachte sie voll Geringschätzung. Eine fragt nach meinem Namen, eine andere will ihn aufschreiben, man fragt weiter und ich antworte nicht, ich drehe mich um und ich erwache, eine Tür geht, man deutet auf mich.

Es ist die Reihe an mir, einzutreten, 'Rat' zu holen. Aber ich stehe auf, drehe mich um, laufe, springe die Treppe hinunter auf die Strasse, und da überkommtnich eine grosse Freude, eine tiefe Erkenntnis: Ich bin meiner selbst bewusst, ein Kampfeswille erfasst mich. Ich weiss: erst dann werden wir Frauen, wir Menschen uns helfen können, wenn wir uns zusammenschliessen, wenn wir der moralischen Kraft, die uns innewohnt, bewusst werden. Dann werden wir für all das Elend, das hinter uns steht, das die heutige Gesellschaft erzeugt, keinen Rat mehr suchen müssen bei denen, die die Stütze dieser Gesellschaftsmoral sind. Jetzt kann uns nicht geholfen werden, jetzt ist alles nur Scheinhilfe. Wappnen wir uns geistig für den grossen Kampf der Befreiung, den die bewusste, arbeitende Menschheit sich anschickt zu kämpfen. Wachen wir auf und lernen wir verstehen, dass nur ein Umsturz aller heutigen Gesellschaftsinstitutionen und helfen kann, denn dann nur beginnt ein neues Menschtum, und all der Schmutz und all der Jammer werden keinen Boden mehr finden, in dem sie gedeihen. Dann werden wir freie Menschen sein. Wir werden keine engen Stuben mehr brauchen, in denen wir zu unserem Recht zu kommen suchen.(...).

Gegen wen will und die heutige Gesellschaft schützen? Nicht gegen die in ihrem Prinzip begründeten unsittlichen Verhältnisse, sondern gegen unseresgleichen, arbeitende Männer und Frauen, die unsere Genossen sind, mit denen wir vereint Freude und Fortschritt erstreben sollten, die aber durch die Unmoral der heutigen Gesellschaftsordnung trotz gleicher Not zu unseren Feinden werden, die gegen uns und gegen die wir kämpfen, statt vereint mit ihnen das Neue, Bessere zu erringen."

Tagebuch, 27. April 1994:

"Heute mittag ging ich Hütebesorgen. Wie ich halbwegs war, erschien mir das so unsinnig, dass ich mich damit beschäftige, was die Frauen auf dem Kopf haben, statt mit dem, was sie darin haben, dass ich im Sinn hatte, umzukehren. Die Zeit, jede Stunde, ist mir schade, wo ich mich damit befasse. Wie lange wird das noch dauern?"

Tagebuch, 2. Mai 1924:

"Gestern der 1. Mai. Den Umzug ging ich nicht von der Nähe ansehen, ich hätte mich geschämt, dass ich nicht mit in den Reihen gehe. Am Sechseläutenumzug, da hätte ich nicht einmal den Wunsch, mitzumachen. Hier - 1. Mai - ist Zukunft, dort ist Vergangenheit. (...). Ich bin der Überzeugung, man kann Künstler sein und gleichzeitig Kommunist. (...). Ruth war bei mir. (...) Die Frage quält mich, wie soll ich mein Kind versorgen, was wird mir mein Dasein noch bringen? Ruthi schrieb einen Brief. Sie sagte: Ich schreibe Mischa. Sie las: 'Wenn ich gross bin, dann nehme ich meinen grossen Ball, den neuen, und fahre fort und steige in Moskau ab'. (...) Einen Spaziergang durch den Blattspitz, die Bäume wie ziseliert in ihrem jungen Grün, durchsichtige, durchduftete Luft, ein feiner Sprühregen. Abends Maifeier in der Eintracht, seit langer Zeit das erste Mal wieder dort. (...) Hier sind die Menschen, denen ich mich doch näher fühle als allen, die ins Odeon kommen. Nur fühle ich mich heimatlos, hier und dort. Ich habe nirgends auf der Welt eine Heimat. Werde ich die Fähigkeit haben, mir eine zu schaffen? Oder werde ich mein ganzes Leben heimatlos bleiben? Wird die Kunst meine Heimat werden? "

"Sind wir Künstler, werden wir Natur"

Aus dem Lebensbericht von 1944:

"Abends besuchte ich die Volkshochschule. In diesem Rahmen hörte ich einen Vortrag (und sah Lichtbilder) über den Geist des Barock von Professor Prinkmann aus Köln. Er zeigte unter anderen gross den David, der den Stein schleudert, von Bernini. Da kam der heilige Geist über mich, es barst das Eis, die Erkenntnis erklang - dass ich es kann.

Am anderen Morgen erkundigte ich mich, wo man Lehm kaufen kann. Ich fing an zu modellieren, noch am gleichen Tag. Die Mode wurde beiseite geschoben, die Kundschaft, die Partei wurden vernachlässigt. Das Lehrmädchen musste mir Modell stehen. Seine Mutter drohte mir mit der Sittlichkeitspolizei. Die grössten Gewissenskonflikte hatte ich durchzukämpfen. Meinem Kind gegenüber sagte ich mir: Es wächst, und ich muss auch noch wachsen. Ich sah bald, dass die Kunst eine ganze Hingabe verlangt. Ich wusste auch, dass die

Sache der Arbeiterklasse den vollen Einsatz der Persönlichkeit braucht - und doch war der Mut, Kunstschaffende zu sein, durch das Erlebnis der russischen Revolution in mir stark geworden. Die Erkenntnis wuchs in mir: Es tue jeder recht das Seine, dann schafft er auch fürs Allgemeine. "

Tagebuch, 18. April 1924:

- ✧ "Erst konnte ich nicht verstehen, wie ein Künstler (vielleicht Rodin) seine Modelle dazu bringt, seine Ideen zu verkörpern. Ich werde mich entwickeln, werde verwirklichen können, was ich geistig plastisch empfinde, ich werde meine Skizzen formen, dann das Modell versuchen lassen, die vorgezeigte Haltung zu fühlen, einzunehmen, dann ans Schaffen des Grossen gehen. Alles ist doch ein Nachahmen der Natur. Sind wir Künstler, werden wir Natur, Schaffende. So wird Natur, so ist Natur Kunst."

Aus dem Lebensbericht von 1944:

- ✧ "Den Modesalon verkaufte ich für 2000.- Franken. Ich mietete ein Atelier, modellierte. Im Lauf von zwei Jahren einen "Arbeiter", zwei "Knaben, Brüder", ein "Stehendes Mädchen", ein "Sitzendes Mädchen" und verschiedene Köpfe. Alle lebensgross. Mir schien es unmöglich, dass ich je eine kleine Plastik machen könnte. Hermann Haller, der auf meine Bitte hin mich einmal besuchte, ermunterte mich sehr, weiterzuarbeiten, im Gegensatz zu Bick, der sagte: 'Frauen sollten das sein lassen'. Als ich die Arbeiten im Kunsthaus zum apfe wurden zur Ausstellung angenommen. Das Echo, der materielle Erfolg, wie ich mir das naiv vorgestellt hatte, blieb aus. Die 2000.- Franken waren bald verbraucht. Jemanden um Geld zu bitten, dafür war ich ja viel zu stolz. Als ich es wider Willen, auf Anraten von mir gut gesinnten Menschen doch tat, erhielt ich von einer jüdischen Loge 300.- Franken. Ich schäme mich heute noch, dass ich es angenommen. Was ich damals gebraucht hätte, wäre eine Stipendium gewesen für mindestens ein Jahr. Genossen halfen mir bei der Erziehung des Kindes. Da nähte ich wieder Kleider und machte wieder Hüte und wagte den Versuch, kleine Plastiken zu machen. Diese konnte ich dann verkaufen, zumeist an Menschen, die auch nicht viel Geld hatten, in deren Kreis ich mich bewegte."

Zürich, 17. Mai 1925, Weinbergstrasse 85.

- ✧ "An den Genossen Lunatscharski. Beiliegendes Bild ist die Fotografie einer lebensgrossen Plastik, die ich geschaffen habe. Das 'Handwerk' des Modellierens habe ich nie gelernt. (...) Nach meinem Bewusstsein gehört die Statue nach Russland in ein Gewerkschaftshaus. Es ist ungeschickt, wenn ich sage, ich möchte sie den Genossen in Russland schenken, weil ich gerne dafür so viel hätte, damit ich weiterarbeiten kann, da ich gezwungen bin, meinen Lebensunterhalt durch Hütemachen zu verdienen. Genosse Lunatscharski, vielleicht kommen Sie nach Zürich, dann bitte ich Sie um Ihren Besuch, oder nach Bern, dann komme ich nach Bern, um Sie zu sprechen. Doch wenn Sie es wollen, dann schreibe ich Ihnen mehr über meine Arbeit und mich. Ich bitte um Rücksendung der Kritiken, da ich solche im Doppel nicht besitze, und grüsse als Genossin."

Aus dem Lebensbericht von 1944:

"Die Beziehung zur Partei hielt ich in dem Sinn aufrecht, dass ich mein Atelier zu Bildungszwecken zur Verfügung stellte. Der regste Kontakt war hergestellt zwischen Kunst und Arbeitern. Fritz Platten und Emil Ludwig konferierten über Sowjetrussland, Friedrich Wolf las aus seinen Werken, Hans Mühlestein sprach über Hodler, Max Raphael über ich weiss nicht mehr was. Viele Namen sind mir entfallen, viele sprachen namenlos. Viele Enttäuschungen wurden mir zuteil, weil ich glaubte: Wenn einer ein Künstler ist, muss er auch ein freier und aufrichtiger Mensch sein. Wenn ein Mensch als Genosse versagte, war es mir verständlich. Der sozialistischen Idee geschah dadurch kein Abbruch. Wenn ein Künstler als Mensch versagte, auch das ist mir heute verständlich, doch seine Kunst erweckt in mir Skepsis."

Aus den Notizblättern o.D.:

"Man sollte meinen

Ich frier nur an den Beinen

Doch frier ich im Herzen.

Das kommt vom kalten Wind

Der oft sehr ungelind

und manchmal auch geschwind

Von mir die Liebe nimmt."

Aus den Notizzetteln o.D.:

"Ich arbeite, und während ich arbeite, quält mich immerzu das Verlangen zu schreiben. Nun, wo ich es endlich tue, ist die Feder etwas nach oben gebogen, weil ich sie auch schon zum Modellieren benütze. Drei Ferientage liegen hinter mir, liegen als fotografisches Negativ auf ewige Zeiten in meine Hirnzellen eingepägt. Eine Schiffahrt auf dem Zugersee, eine Fahrt in die Sonne, in die Farben des Wassers, dunkelgrün, hellgrün, gelbgrün, blau, blauer, grau, lila, und vom Schiff weisser Gischt in diese Pracht gezeichnet.

In Baumgarten musste ich aussteigen. 'Den Weg, der links hinaufgeht, müssen Sie gehen', erklärt man mir. Ich gehe durch den Wald. Brombeerblätter duften. Tannennadeln und Birkenlaub vermischen sich mit Moosgeruch. Käfer summen. Sonst liegt die sommerliche Stille eines ganz heissen Nachmittags in den Bäumen. Nur das Wasser, das ich nicht mehr sehe, raunt von unten her. Mir ist leicht, und Erinnerungen an meine Jugendjahre wachen auf. Zehn Minuten mag ich gegangen sein, der Weg führt auf eine Wiese und senkt sich gleichzeitig in eine Mulde. Heiss brennt nun die Sonne, willig wende ich ihr mein Gesicht entgegen und schliesse die Augen. Wie ich sie wieder öffne, blüht alles rings um mich. Blumen, wie sie in feuchter Landschaft wachsen. Weisse und lila und gelbe, ich kenne ihre Namen nicht. Vielleicht wusste ich einmal, wie sie heissen. Ich kenne sie so gut aus meiner Kinderzeit, besonders die buschigen, die sich so leicht brechen lassen im Gegensatz zu den anderen. Aber in der Stadt

habe ich ihre Namen vergessen. Noch einmal krümmt sich der Weg durch Tannen, immer abwärts führend, und überraschend bietet sich dem Blick ein weites Bild. Vorn Wiesen mit Obstbäumen, ein grosses dunkles Bauernhaus mit spitzem Giebel und breit und gemächlich auslaufendem Dach, davor der See in glatter, blauester, unbewegter Ruhe, rund von Bergen eingefasst. Am äussersten Horizont lassen sich noch deutlich ein paar Kirchtürme von Zug erkennen.

Langsam nähere ich mich dem Haus. Nur wundert mich die Stille, die ringsum herrscht. Es sollte doch hier eine Kinderkolonie sein, aber kein Mensch weit und breit. Derweilen komme ich dem Haus ganz nahe. Und auf einmal ruft es von der Laube dicht unter dem Dach: 'Mutti, Mutti, mis Mutti chunt'. Kaum entdecke ich die Ruferin, springt sie auch schon um die Ecke mir an den Hals, eine zärtliche Begrüssung meinerseits, aber Ruth hat keine Zeit, das sprudelt nur so: 'Die anderen sind auf den Wildspitz für zwei Tage, ich wollte da bleiben. Auf den Rigi war ich auch nicht mit, und ich dachte, du kommst. Komm schau das Haus an, und zwei Boote haben wir'. (...)"

Aus dem Lebensbericht von 1944:

X "Natürlich kannte ich Menschen, die mir hätten helfen können, doch meine Gesinnung hinderte mich, diese Beziehungen zu pflegen. Es war mir nicht gegeben, auf beiden Schultern Wasser zu tragen. Daher fand ich auch den Anschluss nicht an die führende Sozialdemokratie. Im Jahre 1928 hatte ich die Plastik "Frau 1928" fertig modelliert. Fritz Pauli, Ernst Kiesling, Alexander Soldenhoff, Carl Roesch, die die Arbeit bei mir im Atelier sahen, veranlassten mich, sie an die "Nationale" einzuschicken. Ich tat es. Auf der Strasse traf ich Bick; er gratulierte mir zu dieser Arbeit. 'Das hätte ich Ihnen nicht zugetraut', sagte er. Zwei Tage später erhielt ich den Bescheid, dass sie zur Ausstellung nicht angenommen sei. Hierauf ging ich zu Haller, der mit in der Jury gewesen war, um zu fragen, warum man diese Plastik zurückgewiesen. Er redete sich raus, das heisst, er sagte, sie sei bis zum letzten Rundgang geblieben, aber es sei eine Frage des Platzes gewesen, und eigentlich hätte ich ja Gelegenheit, sie an der "Saffa" in Bern auszustellen, das sei ja eine Frauenausstellung. Ich erwiderte ihm, ich möchte eine sachliche Kritik hören. Er antwortete: 'Vielleicht hätten Sie die Hände anders behandeln sollen.'

An der "Saffa" (Schweizerische Ausstellung für Frauenarbeit) war die Plastik ausgestellt. (...) Nach der Ausstellung frug ich Elisabeth Thommen, warum von mir nichts angekauft worden sei, wo ich doch so gute Kritiken hatte. Elisabeth Thommen antwortete: "Ja, auch der Bildhauer Probst von Basel hat sich sehr lobend ausgesprochen und sich nach Ihnen erkundigt. Aber sie müssen doch nicht glauben, dass eine schweizerische Organisation etwas von Ihnen kauft, wenn im 'Kämpfer' (der damaligen kommunistischen Tageszeitung) steht: 'Die Arbeit unserer Genossin Alis Guggenheim etc...!' Andere Zürcher Zeitungen hatten meine Arbeiten überhaupt nicht erwähnt.

Ich möchte am liebsten aufhören, die Geschichte dieser Plastik weiter zu erzählen, doch sie existiert noch und steht in einem Hinterhof an der Kasernenstrasse 67, wo einmal ein Atelier war, und wenn ich dort vorbeigehe, ist mir, als ob ich selber nackt im Schnee und Regen stehe. Sie steht noch dort, weil sie in Bronze ist. So entging sie dem Schicksal von drei anderen lebensgrossen Figuren, die nur in Gips gegossen waren, und die ich in einem Anfall von Verzweiflung zerschlug."

Aus den Notizzetteln o.D.:

"Einmal war ich fröhlich und mutig wie selten ein Mensch

x Bereit zu allem Schönen und dessen Gestaltung.

Bis ans Ende werden die Tage nun einsam vergehen

die Wochen und Stunden und Jahre.

Einzig Lösung - das wäre die Arbeit

und ich kann sie nicht tun.

Einzig Freund und Gefährte die Arbeit.

Emigranten sind gekommen

ich habe mich ihrer angenommen

Hab ihnen die Wege gezeigt in der fremden Stadt.

Das war, was mir gut getan hat.

Ich habe etwas getan.

Ohne Hut bin ich herumgegangen

Mit den Händen in den Manteltaschen."

"Es war mir nicht gegeben, auf beiden Schultern Wasser zu tragen "

An Mischa Berson o.D.:

3 "Wenn ich Dir jetzt schreibe, so ist es ein Notschrei, und eine Bitte um Hülfe. Schreib doch der Ruth einmal. Ich bin zu schwach und zu empfindlich, um ihr mit der nötigen, zu ihrer Erziehung erforderlichen Strenge zu begegnen. Ich verstehe sie manchmal nicht, und sie bezieht sich zu mir absolut rücksichtslos, so wie Du, oft sogar feindlich, mit der Frage: 'Warum kümmerte sich mein Vater nie um mich und um dich? Vielleicht bin ich so wie mein Vater?' So sagt sie. (...) Das Kind wächst irgendwohin und macht mir Vorwürfe daraus, dass es existiert. Ich weiss niemanden, dem ich das sagen kann, Du bist der einzige Mensch auf der Welt, den es noch etwas angeht. Wenn ein Funke Menschlichkeit in Dir ist, so schreibe doch wenigstens der Ruth. Denke an Dich dabei, denn sie ist so sehr dein Kind. Sorge dafür, dass zu dem grossen Leid, das durch die Welt geht, nicht noch ein grösseres dazu komme. Spüre doch, empfinde

doch die Notwendigkeit, das Naturgesetz, dass ein Vater, ein menschlicher Vater, seinem Kind eine menschliche Beziehung schuldig ist, damit es nicht als unmenschlich in der Welt herumirre, als vaterlos, um so auch die Mutter zu verlieren."

An Ruth aus Paris o.D. (zwischen 1932 und 1935):

"Mein liebes Kind, meine Ruthi. Jetzt ist Freitagabend, etwa neun Uhr. Den ganzen Tag war ich im Atelier, so wie manchmal in Zürich, mit keinem Menschen habe ich gesprochen, nur als ich Milch holen ging, 'un litre de lait, s'il vous plaît'. Es ist ziemlich kalt (13 Grad), und der Ofen raucht so sehr, dass ich das Feuer wieder ausgehen lassen musste. Am Sonntagmorgen kommt der Kaminfeger (die meisten Geschäfte haben offen am Sonntag). Ein Frau gab mir ein Kiste voll Papier. Das habe ich eingeweicht und Briquets daraus gemacht. Die Hände tun mir ordentlich weh vom Drücken. Jetzt, Ruth, bin ich eben ins Bett gekrochen und habe so an Dich gedacht, dass ich Dir gleich schreiben muss. Vorher habe ich mich ganz kalt gewaschen, das mache ich jeden Tag. Das ist vielleicht das Schönste in ganz Paris. Ich habe die weisse Pelzjacke angezogen ins Bett, und jetzt ist mir so warm, am liebsten möchte ich Dir von meiner Wärme recht viel abgeben. Hoffentlich spürst du doch etwas davon durch disen Brief. Weisst Du, Ruth, ich hatte ganz vergessen, wie es ist, wenn man wirklich Sehnsuch hat nach einem Menschen, aber jetzt weiss ich es wieder ganz gut, wie es ist.. Nach Dir habe ich wirklich Heimweh. Ich denke immer an Dich, wie es Dir geht, was Du machst, und dann bin ich so besorgt, Ruthi. Du sollst doch zufriedener sein, dass Du bei der Grossmama bist, wenn schon nicht alles so ist, wie wir möchten. Ich weiss ja das alles, und trotzdem habe ich einfach das Bewusstsein, es sei besser, Du seist bei meiner Mutter wie bei den Alders. (...) Wie hast du die Ferien verbracht? Hast Du Ausflüge gemacht? Hast Du nun Französischstunden? Wie geht es in der Schule, wie mit den Lehrern, wie mit dem Velo? Ruthi, wegen dem Geld: Du kannst ruhig zu den Leuten gehen, die mir schuldig sind. (...) Ruthi, was macht der Peter? Existiert er noch? So vieles, das ich Dich fragen möchte, und jetzt nimmt mich wunder, was Dein Tagebuch macht. Ruthi, Du sollst das wirklich schreiben, nicht vernachlässigen. Siehst du, es ist die einzige Aufgabe, die ich Dir gestellt habe, und es wäre traurig, wenn es ginge wie mit der Musik, mit der Rhythmik, mit dem Russisch. Immer anfangen und nicht ausführen, wie wird das für die Zukunft werden? (...) Nun, was strickst Du, wenn Du bei Elsa unten bis, und was für Bücher liest Du?

(...) Mein Liebes, schlaf Du auch gut, und ich küsse Dich, so wie ich nur kann. Sei lieb und schreib Deinem Mutti. Gute Nacht, Liebes, Schlaf gut, nochmal. Ich decke Dich zu. Deine Mutti.

Samstagmorgen: Hast Du gut geschlafen? Guten Tag und noch einmal viele gute Gedanken."

Aus einem Brief an Mischa Berson vom Juli 1935:

"Mischa, es ist schon so lange her, dass ich Dir schreiben wollte, aber ich habe immer auf ein Wort von Dir gewartet, das mir dieses Vorhaben erleichtern würde. (...). Gestern abend war ich an einem Vortrag mit Lichtbildern. 'Reise durch die URSS', von einem Schweizer Arzt. Mein Herz tat sehr weh, und Tränen verdunkelten meinen Blick, als ich die Jugend im Alter der Ruth sah und davon hörte, wie diese Menschen dort leben. Bitter, sehr bitter ist es zu denken, dass Ruth ihren Vater in jenem Land hat, und dass dieser Vater nie, fünfzehn Jahre nie, auch

nur einen Finger rührte, um diesem jungen Menschen das Leben zu erleichtern, das Minimste, was ein Mensch tun kann. Die einzige Pflicht, die dem Menschen durch die Natur auferlegt ist, ist doch die Fürsorge für das von uns gezeugte Leben. Mischa, dass Du nie mehr schriebst, seit Jahren, wurde zum Beweis, dass Du uns aus Deinem Leben auslöschen willst, und oft habe ich mich gefragt: War diese so grosse Liebe zu Dir ein so unseliger Irrtum? Ist alles, was du mir je gesagt und geschrieben hast, einfach Lüge?

Ich habe meine Tränen hinuntergeschluckt und bin still geworden. Habe andere Menschen gesucht und auch gefunden, aber mit dem tiefsten Vertrauen bin ich allein geblieben, so allein wie ich war, als ich Dich kannte, als ich die Ruth hatte, und wenn die Nächte lang sind und ich nicht schlafen kann, so weine ich genau so (nur ist es noch schwerer) wie vor zwanzig Jahren, als ich noch nicht ganz zwanzig Jahre zählte. (...) Ruth ist der Anlass, dass ich Dir schreibe. Ich weiss manchmal nicht mehr, wie ich mich Ruth gegenüber verhalten soll. Ruth ist kein kleines Mädchen mehr, sie hat auch einen Freund (...). Ich habe einen sehr schweren Standpunkt. (...).

Vielleicht hat Frau Streiff Dir gesagt, dass ich Ruths wegen aus Paris hierher zurückkam. Wir leben also jetzt beisammen. Ruth geht täglich achteinhalb Stunden arbeiten. Abends ist sie müde, und für ihre geistige Entwicklung bleibt wenig Kraft übrig. (...) Mischa, wenn ich Dir jetzt schreibe, so möchte ich Dich rufen. Es gibt Dinge in meinem und Deinem Kindes Leben, die zu besprechen Du dabei sein müsstest. Mir ist das Leben schwer geworden, allein (...). Ich bräuchte einen Menschen. An alle denke ich, die mich lieben, möglicherweise, die ich liebe. Von allen bleibst nur Du, mit dem ich sein und sprechen möchte. Du könntest mich verstehen, so meine ich, obwohl Deine Handlungsweise mir und Ruth gegenüber so - unverständlich ist. Manchmal erscheint es mir, als ob ich nur dafür lebte, mit Ruth zusammen Dich zu sehen. Und so viel Zeit vergeht, und so viel Leid vergeht, nur eine vage Hoffnung geht wie ein grau-lila-weisser Nebel fern vorüber. Hoffnung, nicht mehr formsicher, vage nur und kaum erfüllbar. (...)."

Aus einem Briefentwurf an Vladimir Berson, den Neffen Mischa Bersons:

✕ "Lieber Vladimir Berson. Verzeihe, dass ich nicht mehr Russisch schreiben kann. Sicher erinnerst Du Dich und Deine Familie sich meiner. Im Jahre 1920 war ich mit Mischa in Moskau. Vielleicht oder sicher wusstest oder ahntest Du und Deine Familie von der Beziehung Mischas zu mir. (...).

Nun geschah ein seltsames Ereignis. Meine Tochter Ruth (Mischas Tochter) arbeitet im Sanatorium Etania in Davos als Laborantin. Ich war gerade bei ihr zu Besuch, als eine Patientin aus Palästina eintraf - mit Namen Raja Berson. Ich sagte zu Ruthli: 'Das könnte eine wirkliche Cousine von Dir sein'. Wir gingen zu ihr, und es stellte sich heraus, dass es die Wahrheit ist. Es war wie ein Wunder.

Von ihr habe ich erfahren, dass Mischa nicht mehr unter den Lebenden ist. Damit wusste ich, dass ein fünfundzwanzigjähriger heisser Wunsch und eine immer gehegte Hoffnung, Mischa auf dieser Erde noch einmal wiederzusehen, sich nicht erfüllen wird. Meinen Schmerz kann nur der sich vorstellen, wer zutiefst liebte und die Liebe nicht mit dem Geliebten leben konnte. Ich wollte auch so sehr, dass Mischa seine Tochter Ruth sehen sollte, und dass meine Tochter einmal ihren Vater sehen sollte. Dieser tiefste Wunsch hat sich leider nicht erfüllt. Da ich aber mit Raja auf so seltsame Weise zusammenkam, habe ich mir vorgenommen (es war vor eineinhalb Jahren), an Euch zu schreiben."

Aus den Notizzetteln o.D.

"Ich kann nicht wagen, kann nur sagen

Nicht ernten, säen, nur entfliehn.

Ich kann den Mittag nicht ertragen.

Ein Morgenrot, ein Abendglühn

so sei mein Tag."

Aus dem Lebensbericht von 1944:

X "Eine Genossin, eine Ärztin, nahm mich mit nach Italien. Vierzehn Tage Florenz, Bologna, Siena (oben in den Bergen der Toscana), Rom, Genua. Die Erinnerung, ein Traum ist geblieben. Der Wunsch nach der Erfüllung, dort einige Zeit leben und schaffen zu dürfen, konnte sich nicht verwirklichen. Um das Eidgenössische Stipendium hatte ich mich zwei- oder dreimal vergeblich beworben. So sag ich:

Für die Schweizer bin ich nur eine Jüdin

Für die Juden bin ich nur eine Kommunistin

Für die Kommunisten bin ich nur eine Künstlerin.

Für die Künstler bin ich nur eine Frau.

Für die Frauen nur ein Fräulein mit einem Kind. (Mir selber tut es leid, dass es nicht zwölf sind).

(...) 1940, nach einem Erholungsaufenthalt im Tessin, gab ich mein Atelier in Zürich auf. Ergriffen von dem eigenartigen, stillen Reiz des Dorfes und seiner Umgebung, des Sees, wählte ich Muzzano zu meinem Aufenthaltsort. Die Dörfer, die hingebaut sind in die Wiesen, an die Hänge, musste ich malen. Im Tessin konnte ich wenig modellieren. Die verlogene Religiosität der Bevölkerung in meiner Umgebung wirkte hemmend auf meine Gestaltungsmöglichkeiten. Im Winter komme ich jeweils nach Zürich und gebe mir Mühe, meine Arbeit zu verkaufen. Eine neue Erwerbsquelle schuf ich mir anstelle von Nähen durch Gravieren und Bemalen von Keramik.

Ruth erzählte mir von der geplanten "Arbeiter-Kulturwoche". Ich erkundigte mich. Da gibt es eine Kunstausstellung, aber nur eingeladene Künstler können ausstellen. Was bedeutet das? Ich solle mich an Gerold Meier wenden. Ich suche ihn auf. Wir kannten uns persönlich nicht, aber er sagt: "Ich erinnere mich noch wohl an Ihre Arbeiten, die manchmal in der Genossenschaftsbuchhandlung ausgestellt waren. Hat man Sie nicht eingeladen? Wenden Sie sich an Walter Bosshardt." Ich sprach mit ihm, erhielt aber keinen Bericht, wie er mir versprochen. Nach telephonischer Anfrage gab mir seine Frau den Bescheid, mich an Truninger zu wenden. Am 13. März (.) erhielt ich eine Einladung; die Kulturwoche hatte am 12. begonnen. Dennoch erfreut, nahm ich ein paar Photos von meinen Arbeiten, die ich zur Verfügung hatte, und ging damit ins Volkshaus. Im weissen Saal traf ich E. Fröh mit einem anderen Mann damit beschäftigt, Bilder an die Wand zu stellen. Fröh tat, als sähe er mich nicht. Ich überwand meine Scheu und ging auf ihn zu. (...) Er gab mir den Bescheid, ich solle warten,

bis Müller und Truninger da seien. Ich wartete lange. Während des Wartens am Fenster hatte ich auf die Anlage hinuntergeschaut, die nüchtern auf dem Helvetiaplatz liegt. Da kam mir der Gedanke, die "Frau 1928" würde gerade dahin passen. Als die beiden kamen, (...) machte ich frisch und unternehmend den Vorschlag, sie im Freien aufzustellen. Müller sah das Bild an, er nickte zustimmend (...). Früh und Truninger waren dabei, als Müller mit mir vereinbarte, wann die Plastik abgeholt würde, damit ich dabei sei, auch zum Aufstellen am bestimmten Platz. Er fügte noch zu, er würde sich im Kunsthaus um einen geeigneten Sockel bemühen, so eine Plastik müsse erhöht stehen. Am anderen Morgen wartete ich vergebens auf den telephonischen Anruf. Ich fuhr in die Stadt und verschaffte mir noch zwei Bilder, um sie allenfalls den Herren zu zeigen. Als ich kam, waren sie unfrei und verlegen. (...) Bis Otto Müller erklärte, es sei doch zu umständlich, die schwere Figur zu transportieren, und im Garten vor dem Volkshaus wäre sie ja ausserhalb der Ausstellung. Ich wagte den Einwand: 'Im Gegenteil, wenn sie dort steht, ist sie ein Hinweis auf die Ausstellung selbst, denn in diesem Sinn ist sie geschaffen, und das Volk in Aussersihl, das vorübergeht, wird aufmerksam.' Da ergriff Früh das Wort: 'Ach, was wollen Sie eigentlich mit dieser Plastik, solche Plastiken gibt es viele. Nichts weiter wie eine stehende Frau mit seitlich gestützten Armen ist sie. (...) Tränen traten mir in die Augen. Ich wurde hilflos, ich schämte mich. Wo ist dies sozialistische Idee dieser Kulturwoche? Kein Hinweis auf die ungezählten Bestrebungen der Frauen (...) Es wurde mir klar: vergeblich habe ich mich zu diesen Menschen geäußert, wie es unter aufrichtigen Menschen üblich sein sollte, die ein gemeinsames Ziel zusammenführt.'

Aus den Notizzetteln o.D.

"Das erklärend aufzuschreiben, ergäbe wohl eine Teil meiner Lebensgeschichte, einen wesentlichen Teil sogar. Der Zug ins Grosse war vernehmlich da, doch was geschah? Zum Singen fehlte wohl die gute Stimme mir, es fehlte mir der rechte Ton. Der rechte Ton zum Modellieren, der war da, man glaubt es kaum, es fehlte mir an Raum. Zeit meines Lebens suchte ich den Raum. Ich suchte ein Etwas noch dazu, war es die Ruh? Doch einmal, es war wohl in Paris, da hatt' ich Raum und Ruh. Doch fehlte mir auch dort - das Du. Und dies, dies Du, das fehlt, hat mich gequält - und auch gestählt. Oft war ich stark und hab' gekämpft, war tapfer, mutig, sogar kühn. Jetzt bin ich etwas scheu geworden. Ich habe keinen Menschen gefunden. Wenn ich die Krise, in der ich jetzt lebe, überwinden kann, bezeuge ich mir, dass ich mir selber Mann. (Aus den Notizzetteln o.D.)

Aus den Notizzetteln: Mitte Januar 1941:

"(...) Wär' ich ein Bettler, und wärst du gar reich,

macht uns auf Erden die Liebe doch gleich.

Macht uns auf Erden auch gleich noch die Not,

auch an den Kaiser kommt endlich der Tod.

Warum so traurig,

wie, hat's dich gekränkt,
dass du mir neulich ein Küsschen geschenkt?
Will's nicht behalten,
Es ist kein Gewinn,
geb es dir wieder, da nimm es hin!

Durch das Glasdach scheint ein blasses Licht vom Mond.

Dein Gesicht kann ich nicht sehen,
nur ab und zu die hilflose Narbe an deinem Hals,
die ich so gern an dir habe
(ich war zu scheu, sie zu küssen),
sie, die die einzige ist,
die dein Draufgängertum bändigt.

Im bronzenen Topf brennt leise die Kerze,
die du angezündet hast.

Lang und gerade fällt dein blondes Haar
seitlich von deinem Kopf über dein Gesicht.

Die rote Kerze flackert seltsame Elfenbeintöne
über dein Auge, deine Wange, deine Nase, deinen Mund.

Tiefe Schatten.

Deine Hände sind ganz ruhig und weiss.

Schöne Hände.

Und wo bin ich?

Ich weiss von mir gar nichts.

Ich weiss nur, dass du da bist

und lausche deinem Lied

und bin das Schneewittchen, das im gläsernen Sarg liegt

und mit geschlossenen Augen wartet,
dass die Schneeflocken lautlos daraufhin
eine Zauberdecke hauchen,
die das Licht im engen Raum verwandelt
gelb wie untergehende Sonne im Dunst.

Dein Auge!

Ein goldener Kreis
mit einem schwarzen Stein in der Mitte,
anzuschauen wie ein alter Schmuck.

Deine Sprache!

Ein breiter, hellgrüner Bach, ein Fluss, ein Strom,
weiss schäumend über Steine sich stülpt,
an Felsen zuckt, Baumstämme mitwälzt,
in Mexico,
Chi Huahua - Conaynas - Quetsullcoatl.

Danke dir.

Du hast mich mir zum Geschenk gemacht,
so als ob kein Schweres je in mir geschehen.
So froh und sicher, wie ein Stern in seiner Bahn,
so leuchtend
von sich selber nicht gesehen
in sich selber doch ein Stern.

Das Mondlicht verschwand,
die Kerze erlosch,
der Morgen dämmerte,

auf dem Dach waren Eisblumen,
 längst gingst du fort.
 Eine andere Frau und das Kind
 aus deinem früheren Leben
 warteten auf dich."

Aus einem Brief an den Bruder Hermann vom 8. März 1946:

"Wenn ich alle Gedanken, die ich dieser Tage um die Zahl 50 herumkreisen liess, aufschreiben würde, das gäbe eine Sonne mit mannigfaltigem Gesicht, strahlend glatt und heiss, runzlig, trüb, was noch, wer weiss? Fünfzig überschritten und noch nicht ausgelitten, ausgefreut. Fünfzig Jahre sind vergangen, und mir scheint, grad gestern erst, hab ich zu leben angefangen. (...) In meinem dreissigsten Lebensjahr machte ich mir sehr grosse Pläne und Vorstellungen, was ich alles mit fünfzig geleistet, realisiert haben würde. In der Kunst, als Frau, ich wollte zumindest noch mehr Kinder haben. Der Kampf ums tägliche Brot hat viel Kräfte aufgezehrt, doch ich habe dabei mein persönliches Leben gelebt. Ja. Im Gegensatz zu meiner Mutter, die ein paar Tage vor ihrem Tod mir sagt: 'Ja, Alis, bald ist alles vorbei.? Ich antwortete mit Protest: 'Aber nein. Du hast doch sieben Kinder geboren, und die leben dein Leben weiter.' 'Das stimmt', sagt sie, 'aber ich habe mein persönliches Leben nicht gelebt.' Hätte ich weiter geforscht in ihr, vielleicht hätte sie gar nicht erklären können, was sie damit sagen wollte. Heute denke ich, vielleicht verwirklichte sich doch etwas in mir, was in ihr lebte: die Möglichkeit des Ausdrucks der persönlichen Empfindung in der künstlerischen Gestaltung. (...) Ich habe vieles erwartet, geplant. Jetzt aber will ich eine ganz Schlaue sein, und nichts mehr erwarten. Vielleicht werde ich dann von den Tatsachen überrascht, dass das Geleistete doch seine bescheidenen Früchte trägt. Eigentlich bin ich ganz zufrieden, denn ich kann ja arbeiten. (...) Denke ich zurück, gibt es Epochen: Trübe Kindheit, Wachwerden, Sehnsüchte: dreimal ein Kessel voll, nebeneinander. In Jahren ausgedrückt: ein Kessel - zehn Jahre: macht dreissig Jahre. Dann der Mann als Erlebnis: fünfzehn Jahre. Das Kind: fünfundzwanzig Jahre. Die Plastik: zehn Jahre. Zusammen fünfzig Jahre. Dann die Männer: ein Kessel; die Malerei: ein Kessel: die Keramik: ein halber Kessel. Zusammen: fünfundzwanzig Jahre. Also habe ich nach meiner Rechnung, wenn ich mein Leben in Jahren ausrechnen wollte, schon viel länger gelebt. In fünfzig (Jahren) kann gar nicht alles passiert sein, was da geschehen ist. Wie man aus der Aufstellung ersehen kann, komme ich zumindest auf die Zahl hundertfünf. (...) Um alles zu gestalten, was in der Phantasie lebt, dafür reicht die Vorstellung der Jahre gar nicht aus. (...)"

Aus einem Brief an Emma und Max Raphael vom 27. Oktober 1948:

"Lieber Raphael, liebe Emmi. (...) Nun bin ich wieder in Muzzano, es regnet und Nebelfetzen ziehen durch das Tal. Ich habe geheizt und mir vorgenommen, an meine Freunde zu schreiben, Dir, Rafael, zu schreiben. (...) Ist es gar nicht möglich, dass Emmi, respektive auch Du, eine Europareise unternimmt? Ich denke, das würde sehr zu Eurer Beruhigung und Zufriedenheit

beitragen. Ich würde es tun, selbst wenn ich alle Reserven aufbrauchen müsste, weil ich überzeugt bin, dass ganz neue Möglichkeiten und Energien daraus entstehen müssten. Ich schreibe vielleicht deshalb so, weil die Reisen ins Ausland mir so viel Freude und neue Impulse geben. Ich frage mich oft: Warum war alles so schön, so eindrucksvoll? Mir ist, als ob die Welt bezaubernd wäre. Dabei bin ich so wirklichkeitsnah, sehe so viel und erlebe Dinge mit Menschen, die zum Tragischsten gehören, was man sich vorstellen kann. Rafael, wie beneide ich Dein Sitzleder! Ich bin kaum fähig weiterzuschreiben, so viel rollt sich vor mir ab, was ich alles gesehen, erlebt, gerochen, gesprochen - jetzt, wo ich bloss einen Brief schreiben will. Schon die Vorbereitungen zur Reise: Ruth hat alles besorgt, mir die Reise bezahlt bis Cagnes sur Mer. C'est une colline habillée d'un village, le village autour d'un vieux château. Dann das Meer, das blaue Meer, die Sonne, die "callais" am Strand (kein Sand), die Pinien, der blühende - rot, weiss, rosa - Oleander, der duftende Lavendel, die verwelkten Rosen. Die zerschossenen Häuser, die neuen Überlandasphaltstrassen, die badenden Menschen, der Zoll in Ventimiglia, die Bahnangestellten, die nirgends Auskunft geben können. Das Hotel, bevölkert von französischem Mittelstand. (...) Kennt Ihr Cagnes, dieses alte romantische Städtchen mit den Treppen und den Menschen, die dort wohnen? Ich habe mit ihnen gesprochen. Ein Arbeiter sagte mir: 'C'est le Midi, Madame, qui nous fait plus libres, plus gais - et le vin!' Dann war ich in Vallauris, habe auch die Keramikausstellung gesehen. Vor allem interessierte mich diejenige von Picasso. Was ist das, sagte ich mir, und antwortete laut: 'Un plat, c'est une forme plate, mais un plat non plat, c'est un Picasso!' Dann war ich im Atelier selbst und wartete einen ganzen Mittag auf dem Stuhl, auf dem er seine bizarren Einfälle zu kreieren versucht, aber er kam nicht, er amüsierte sich mit seiner Frau am Meer. Ich modellierte inzwischen eine sitzende Frau, setzte ihr einen flachen Hut auf den Kopf, einen Teller, und schrieb darauf: 'Je vous attendais, Pablo Picasso' - und weiter nichts. Ob Dich das interessiert, Rafael? (...) Ach, Rafael, es wäre noch viel zu schreiben, auch über den Ort Vallauris, lauter Keramikfabriken, und was für Keramik da gemacht wird! Da lob' ich mir das Schweizer Handwerk und den Geschmack. Sicher ist der besser, einfacher. (...)"

Aus einem Brief an Wolf Rosenberg vom 4. Mai 1955:

"Lieber Wolf Rosenberg. (...) Vielleicht ist Ihnen bekannt, dass Frau Dr. Gabi Jahn zu Besuch in der Schweiz weilt (...). Sie hat mich eingeladen, für einige Zeit zu ihr nach Neuseeland zu kommen. Am 23. August 1955 würde das Schiff ab London wegfahren (die Reisespesen von mir zu zahlen). Ich könnte mindestens sechs Monate bei ihr in ihrem Haus am Meer bleiben. Das Ganze ist so verlockend für mich, doch bin ich nicht entschlossen, irgend etwas in mir ist nicht begeistert, vielleicht deshalb, weil Reisen für mich nur dann 'Erleben' bedeutet, wenn ich die Möglichkeit habe, mich in meiner Kunst auszudrücken. Ob ich das in Neuseeland tun könnte? Diese Frage ist eigentlich an mich gerichtet. Aber auf folgende Frag können Sie mir antworten: Gibt es in Neuseeland Leute, die eventuell Bilder, Plastik oder Keramik kaufen? Ich denke, wenn ich bei meiner Freundin bin, kann ich arbeiten. Natürlich wäre es angenehm, wenn ich von diesen Arbeiten verkaufen könnte, da ich die Heimreise über Indien machen und zum Abschluss noch Israel besuchen möchte. Ich bin dort in ein Kibbuz eingeladen. Ich bin so zwiespältig. Einerseits lockt mich die Möglichkeit, die Welt zu bereisen, Menschen kennenzulernen: andererseits bin ich schon so reif zu sehen, dass in der nächsten Umgebung so viel zu erleben und zu gestalten wäre, dass ein einziges Menschenleben dafür gar nicht ausreicht."

Aus den Notizzetteln o.D.

x "In meinem Herzen sitzt der Tod still .

ich weiss nicht mehr, was ich will.

Schaffen kann ich nicht mehr,

Das kommt von dort her,

wo der Tod sitzt still.

Es ist das Leben, das den Tod erzeugt,

Es ist die lähmende Ungerechtigkeit.

Sie sitzt mir schon im Blut.

Ich kann mich nicht mehr wehren

nicht aufzubegehren.

Ich sitze ganz still,

Weiss nicht mehr, was ich will.

Alle Freude ist tot.

Es ist grosse Not in mir.

Wem sag ich das? - ich sag es dir.

Ich bin dir unbekannt.

Du gibst mir nicht die Hand."

Aus den Notizzetteln o.D.

x "In der Nähe der Klinik werde ich immer unruhig, noch stärker, sobald ich den Äthergeruch atme. Um des unangenehmen Empfindens Herr zu werden, gehe ich immer rasch. In den Hauptsaal der Poliklinik kann ich nicht eintreten. Ich kann einfach nicht. Ich öffne immer schüchtern die Tür des kleinen Zimmers. Schwester M. sagt mir: 'Gehen sie doch direkt in den anderen Raum, die anderen tun das auch.' Sie sagt es jedesmal, wenn ich komme. Ja, denke ich, warum soll ich nicht gleich in die Poliklinik, worin unterscheide ich mich schliesslich von den anderen? Krank bin ich wie diese ja, und gemeinsam mit ihnen habe ich die Mittellosigkeit für eine private Behandlung. Aber vielleicht haben sie ihr Leben doch nicht so sehr bewusst aufgebaut auf dem Bewusstsein des Gesundseins? Vielleicht ist ihnen das Bewusstsein der Krankheit nicht so tiefer Gram und hindert am Schaffen? Ich gehe also tapfer in den Saal, schaue nicht rechts und links, geradewegs auf die Rollwand zu, diese ockergelbe Rollwand, die ich vom ersten Mal an, wie ich sie sah, 'hasste'. Wieviel Gram, wieviel entsetzte Atemzüge hat

nicht diese Rollwand schon umschlossen. Und doch ist sie ja dazu da, die Schamhaftigkeit des Menschen zu schützen. Die Rollwand ist zusammengerollt. Ich drehe mich um, und in diesem Moment sehe ich zwei Frauen, zwei junge, mit nacktem Rücken, das Hemd vor die Brust haltend, an der entgegengesetzten Seite neugierig über die dort aufgestellte Wand gucken. Neugierig schauen sie mich an, die eine sogar frech, ich schaue auch hin, vielleicht auch frech, ebenso frech, und schon krampfhaft, weiss ich doch gut, wie viel Hilflosigkeit sich hinter diesem 'frechen' Blick verstecken will. Ich möchte fliehen, irgend wohin, und stehe da und kann nicht weg. Der Arzt kommt, gibt mir die Hand. 'Wie geht's?' sagt er, 'gut, nicht?' Ich lächle und nehme das Glas, springe hinaus, und wie ich mich bewege, erfasst mich diese unbeschreibliche Schwere wieder. Ich möchte mich wehren. Gegen was, gegen wen? Ich besinne mich noch und werfe das Glas doch nicht an die Rollwand und springe niemandem ins Gesicht. Später weiss ich, dass so ein Mensch wahnsinnig wird. Ich bin schon draussen, ich fange an zu schreien, auch wie ein kleines Kind, es ist da etwas Schreckliches, ich kann mich nicht dagegen wehren, ich kann nur weinen, genau wie ein kleines Kind. Meine Füsse zittern. Ich will doch nicht so sein. Ich will stark sein und kann mich nicht beherrschen. Ich kann auch nicht zurückgehen in den Saal. Also bleibe ich im Abort, stehe an die Wand gelehnt und schluchze. Nach geraumer Weile kommt die Schwester. 'Kommen Sie doch herein, es ist niemand mehr da'. Ich möchte nie wieder dort hineingehen, und weiss doch, dass ich es wieder tun werde. Diese Erkenntnis bringt mir meine Hilflosigkeit und den ganzen Fragenkomplex der Krankheit erneut und frisch ins Gedächtnis. Schliesslich kommt Frau Doktor und ich gehe mit. Ich merke gar nicht, an welcher Stelle sie die Einspritzung macht. Ich trinke ein Glas Wasser. Nach einer Weile gehe ich weg. Ich kann nicht Adieu sagen. Auf dem Weg setze ich mich hin, ich kann nicht weitergehen. Wohin soll ich gehen? Jetzt fürchte ich mich drei Tage. Die Schwester wird wieder sagen: 'Gehen Sie doch hinein, es müssen doch alle dort hinein. Ja, alle.' Es ist mir immer gleich entsetzlich vor mir selber, dieses Kranksein. Warum muss ich wie im Mittelalter Spiessruten laufen? Das Wissen, es ist eine Krankheit wie eine andere, hilft nicht darüber hinweg. Diesen hilflosen, nicht zu erwehrenden Schreck erlebte ich bei jedem neuen Arzt, bei jeder Schwester, bei jedem Gesicht. Wie lange soll das noch dauern?"

Ausschnitt aus dem Testament von 3. April 1947:

"Ich habe ein Herz gehabt, das immer die Liebe suchte und wollte. Vielleicht habe ich sie gefunden und habe es nicht bemerkt."

Letzter Gruss aus dem Spital:

"Kommt ein Vogel geflogen, setzt sich her auf meinen Fuss, hat ein Brieflein im Schnabel, bringt ein Gruss und ein Kuss. Ich kann ihn nicht begleiten, weil ich im Bett bleiben muss. Am 26. August 1958, morgens halb sechs Uhr. Alis Mami für alle meine Lieben, Ruthli, Persy, Delia, Olivia, Geschwister, Neffen, Kinder und Fremde."

(Postkarte: Vogel, Fuss, Bett mit darin liegender Alis sind gezeichnet).

Alis Guggenheim starb sieben Tage später, am 2. September 1958).

Maja Wicki, Zürich, 7.2.1996